

mare

Ulrike Draesner

Mein Hiddensee

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie,
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2015

© 2015 by mareverlag, Hamburg

Karte Peter Palm, Berlin

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Weiss

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-213-5



www.mare.de

für Lucia, Inselkind

Die Feldlerchen schreien, lassen sich fallen, die dünne Haut der Welt bekommt einen Riss – hinter ihm steht ein großes elektrisches Strahlen.

Hart fasst der Wind zu, drückt, Regenwolken hängen am Himmel, alles zeigt sich in sich unterschieden, klar und einzeln geformt. Gräser, den Hang hinaufgepresst, kleeähnlich, doch stattlicher als Klee, helllila strahlende Bergjasionen, weit gebreitet die Fächer der Staubblätter, neben kleinblütigem, duftendem Kraut. Gebeugte Rispen, Zwergenwuchs.

Als sie in die Hocke geht, um im Rucksack nach ihrer Regenjacke zu suchen, nimmt sie durch den dünnen Stoff der Sommerhose ihren eigenen Geruch wahr, salzig und erdiger als der Inselboden. Zu Tausenden ziehen die paarweise aus einem haarfeinen Stängelchen dringenden Duftkelche des Labkrautes die Hügel ins Hochland hinauf. Eine Distel streckt ihren Kandelaber scharf gezählter Blätter und goldener Kronen wolkenwärts.

Noch nie scheint ihr die Insel so geblüht zu haben.

Aus prallen Plastiksäcken, überkopfhoch, stark verschnürt, quillt frisch geschorenes, verfilztes Haar. Die Hügel, tiefgrün jetzt unter dem weiter aufreißenden Himmel. Versteckt hinter Ginsterbüschen, die langen Gesichter im Immer-Wind, jammern die Schafe erbärmlich. An ihren Bäuchen wellen sich ein paar Wollflusen.

Das Firmament, lasiert klar, hat sich beruhigt. Wolken? Elektrizität? Ein Spuk.

Der Wind stellt himmelhohe durchsichtige Wände in die Hügel, alles Meer hinter ihnen wirkt unberührt, flirrendes Silbergraublau. Davor, schlagartig in Sonnenflecken aufglänzend, die Erdsee aus strebendem Kraut. Über den Teppich pinkfarbener Miniaturblüten ragen Königskerzen, aufrecht wie Ausrufezeichen; aus jedem der grünen Stängel dringen auf unterschiedlicher Höhe pelziggelbe Blüten. Der Fußpfad, noch letztes Jahr nur tiefer Sand, ist jetzt doppelt gespurt, gesäumt von elektrisch gesichertem Drahtzaun rechts entlang der Pferdekoppel am Bodden, während sich links der feste Grund zum Dornbusch weitet, dem Hügelland der Insel. Extrem fein rieselt der Boden unter ihren Füßen weg, dringt in die Schuhe. In der Trift wuchern halbgrüne, halbgraue Krautknäuel, krallen sich noch in der geringsten Mulde fest.

Nie so geblüht.

Bei jeder Ankunft ist die Insel anders als erinnert. In raschen Schlägen wechselt der abendliche Wind.

Pferde, eben aus dem Reit- oder Kutschdienst entlassen, traben zu der Futterkrippe am unteren Ende der Wiese, wo der Aufstieg in den Dornbusch beginnt. Zu Beginn des Betonplattenweges ist sie nach rechts abgebogen, in den Sand. Gegenüber der Weide kann man das Fahrrad an eine Holzstange lehnen und auf einer Tafel die Entstehungsgeschichte des Moränenlandes Dornbusch studieren.

Die Gäule rupfen Heu. Wie bunt ihre Körper sind. Ihr ist, als sähe sie auf der Insel deutlicher. Dass die Farbigkeit der Tiere sie anspricht, liegt an der Wiese und ihrer Weise, auf Grün und Gelb, Lila und Pink zu bestehen, Unterschiede und Übergänge zu betonen.

Langsam passen ihre Stadtaugen sich an; fast ist es, als könnten sie die Veränderung des Augenruckens, der inneren Sehbewegung spüren. Als Letzter beendet der Apfelschimmel die Mahlzeit, dunkle Füße und Unterschenkel, distelsilberner Schweif, grau gesprenkelt der Rest, einheitlich stolz das Tier. Es trabt an, verschwindet über den Hügel der Wiese, ganz Kruppe und Mähne, die Nase im Wind.

Der Findling an der Gabelung gute 400 Meter weiter im Hochland, von dem sie als »Landesinnerem« denkt, obwohl der Weg Richtung Küste führt – nur tut er das immer hier –, ist vollkommen überwuchert. Sie versucht sich daran zu erinnern, wie oft sie bereits auf diesem apfelschimmelfarbenen Stein zwischen Gräsern und Büschen saß, um sich Sand aus den Schuhen zu schütten. Und jedes Mal vergebens; nach zehn Schritten ist der Schuh so voll wie zuvor. Vergebens auch das Erinnern: schüttelig, rinnend, sandig.

»Nie so geblüht.«

Wiesenland, wegeloses Grasmeeer. Der feine scharfe Strahl des Glückes, hier anzukommen, schießt durch sie hindurch, links oben zwischen Schulter und Herz. Sie fühlt sich noch benommen von der Reise; die Gerüche und die Seeluft ziehen an ihr, sie kennt das und vergisst es von Mal zu Mal. Es strengt an, auf der Insel zu sein, selbst im Stehen bewegt man sich noch gegen den Wind. Jeder Geruch ist eindringlich, die Nase souffliert dem Gehirn: Grasnelke, wilde Kamille, wilder Thymian, Wiesenflockenblume, Grasgrün. Grasgrün: der Geruch nach dem Saft frisch abgerissener Halme auf den Händen, als Kind nach einem Wiesentag abends im Bett. Ein Brombeergebüsch streckt seine Dornenranken über den nächsten Stein, sie staunt die Schneeweißheit der runden, lappigen Kronblätter an. Blüten und Fruchtsätze beugen sich wie aneinander

vorbeisprechende Köpfe in verschiedene Richtungen; die Beeren, starkgrün, haben sich bereits in perfekter Brombeerweise zu Kugelhaufen gerundet. Verhakete Dornenwände wölben sich auf, durchsetzt mit den bewehrten Zweigen der Kartoffelrose, die hellrote Hagebutten und handtellergroße, pinkfarbene Blüten trägt.

Wie sie als Mädchen vor Schmerz um einen halbwilden Rosenstock, der von ihrem Großvater beschnitten wurde – immer kleiner die Rose, immer wilder die Schere (die den Rosenstock fast dahinraffte) –, lange reglos im Garten der Eltern stand.

Nie so geblüht.

Die Stacheln, die Hagebutten. Das Schneeweiß der Kelche.

Sie fühlt Dehnungen, Abdrücke, Griffe, spürt zwischen den bewegten Zweigen, den treibenden Wolken und scheinbar rollenden Hügeln vergangene Zeiten und deren Gegenwart zugleich.

Der Wind drückt auf die Ohren. Wenn sie sich duckt in der rauhen, dadurch nahezu haltlosen Lieblichkeit der sich vor ihr öffnenden Landschaft, welche die keineswegs menschlichen Glieder zu dehnen und zu dehnen scheint, wird die Luft stiller. Käfer, nur ein paar Millimeter lang, krabbeln über den Weg, der Hund schnüffelt an einem Stück Kot, das länglich und schmal, auffallend dunkel am Wuchsrand liegt. Er wittert, verhält; die Rehe des Dornbuschs treten abends aus dem Wald, um zu äsen. Verstreut wurzeln in den Wiesen einzeln stehende Bäume, einer strebt den höchsten der nahen Hügel hinauf, die Krone flach zur Seite gedrückt. Es gibt einen Namen für diese windgeformten Gestalten; wie Fühler strecken sie ihre Äste in die Luft.

Links liegt die Ostsee, der Bodden rechts. Oder andershe-

rum – sie dreht sich mit den Feldlerchen, wünscht sich, die Insel wahrzunehmen wie sie: ein Futterteller, schaukelnd auf einem blauen feuchten Tisch. Kreuz und quer, augenscheinlich regellos, schießen die Vögel zwanzig Meter über ihr durch die Luft, zielen auf Mücken (die sie von dort, wo sie steht, nicht einmal erahnen kann). Nach den Bewegungen der Schwalben zu schließen, die nun ebenfalls jagen, taumelt die Beute stark. Erneut ist der Himmel von einer Regenhaut bezogen, ein von hinten erleuchtetes, in Flecken lichtetes, dann wieder geballtes Dunkelgrau.

Unwillkürlich legt sie den Kopf in den Nacken. Da wiegt, für Sekunden, die Wiese sie mit sich auf und ab – ablandig, sprachlos, weich.

Anfahrt

Eine Insel erreicht man über Wasser – keine Selbstverständlichkeit, seit es Flugzeuge, unterseeische Tunnel und meerbusenüberspannende Brücken gibt. In den Zwanzigerjahren fand sich im regulären Flugplan der Lufthansa eine Verbindung von Berlin nach Kloster. Heute stimmt der Satz für die Insel wieder: Man erreicht sie über Wasser (zumindest als Mensch, der keinen Helikopter besitzt und auch nicht einfach mal so einen chartert).

Das Wasser ist zweigeteilt: salzig und brackig, meerisch und seeähnlich. Vom Festland tuckert, rudert oder segelt man über ein Stück Bodden auf die Insel zu, sprich: über eine Ostseelagune, die nur durch schmale Arme mit der offenen See verbunden ist. Das relativ süße, nicht tiefe Gewässer friert in manchen Wintern zu; man kann darüber laufen oder mit dem Schlitten zur Insel fahren. Ungefährlich ist das nicht, mächtige Wasserströmungen ziehen unter dem salzig-süßen Boddeneis dahin.

Um die Inselhaftigkeit der Insel scheint es nicht zum Besten bestellt. Das möchte auch meinen, wer die Karte liest. Bald wird das zarte Eiland mit Rügen zusammenstoßen; ausgerechnet es, das ein Jahrhundert lang aufs Reizendste und Unwahrscheinlichste einem Seepferdchen glich, gleicht inzwischen, man muss es sagen, einem pubertär-magersüchtigen Vertreter

dieser ungewöhnlichen Fischart, dem zwei überkräftige Piercings aus der Nase wuchern.

Nur mehr einen Fährsprung entfernt liegt Rügen. Was am Kopf des Seepferdchens von der Ostsee abgetragen wird, schwimmen die Wellen an seiner Ostseite oder an der Schwanzspitze wieder an. Leicht hin gleiten die Wassertaxis über das halb baltische, halb boddensche Gewässer. Die Wellen spillern, ständig wird die Fahrrinne ausgebaggert, jeder Bootsmann steuert zwischen männerkopfdicken orangefarbenen und kleineren grünen Bojen hindurch. Eine Fähre nach der anderen legt in Schaprode ab.

August 1997, erste Anreise, Stralsund. Die Hansestadt schief und grau; der Hafen weit; frisch gestrichen die Werft. Wie glänzte die See. Das Übersetzen dauerte Stunden; auf der Fahrt wurden Pommes serviert, Tee, Salzwasser, Wind sowie eine erste Bräunung der Arme und des Gesichts: Fährstraße, Reisegefühl. Eine Weile sah sie, an Deck stehend, nichts als Wasser; erst während des letzten Drittels der Fahrt schob sich der weiß-rote Leuchtturm von unten aus dem Horizont, begleitet von ein paar Hügelkuppen.

So damals, so jetzt, sechzehn Jahre später. Das Inselchen taucht auf. Mit aller Selbstverständlichkeit. Nun doch ordentlich inselig. Ein Planet für sich, begleitet von seinem Mond, der Fährinsel vor Vitte. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als die Hauptinsel von Badegästen entdeckt wurde, musste hier an- und ausgebootet werden; ihre Großmutter hätte, wäre sie als junges Mädchen zum Ostseebaden angereist, umsteigen müssen: den Rock geschürzt, eine Hand am Hut, unter flatternden Bändern im geschnürten Mieder, vom großen Boot ins kleine. Und bei Niedrigwasser auf den Rücken des Fährmanns, die pochende Angst der Nichtschwimmerin im Herzen.

Die Fähre tuckert an der Fährinsel vorbei, die heutzutage nur mehr von Vögeln betreten werden darf, legt in Vitte an, lässt beinahe alle Passagiere aussteigen, wartet, tutet, ruckt los. Mit jedem Schiffsmeter hebt sich der Dornbusch klarer aus den Fluten, während der Rest des Landstückchens Richtung Süden ins Meer hineinzurinnen und immer tiefer zu versinken scheint. »Untergluckern« sagt ihr Kind. Die Insel gleicht einem aufgeschlagenen Ei in der Pfanne (offensichtlich hat sie Hunger), aus dem ein paar Zahnstocher ragen (Bäume), im Norden reichen sie in den Himmel, der über der Fähre zerfasert wie Zuckerwatte, die jemand vor einer gläsernblauen, sich zum ersten Mal an diesem Tag im Ganzen zeigenden Wasserplatte auseinanderzupft. Das Gefühl ›Land‹ stellt sich ein, die Baum- und Graswellen senden etwas Tröstliches, Versichertes aus: wie das Eiland da in der glitzernden Wasserwelt treibt. Wie es näher kommt, nein, sie, die Besucherin, näher kommen lässt.

Ihre tiefe, kaum benennbare Freude über das Stückchen Erdboden muss Teil ihres ältesten Erbes als Säugetier sein. Bin Nichtfisch! Will Grund unter den Füßen. Kann leben nur dort.

Für eine Insel musst du über Wasser.

Sträucher, Pferde, das lang gestreckte Haus, bis vor Kurzem das Ökologische Institut der Universität Greifswald, auf dem Hügel über dem Schwedenhagener Ufer. Rechts der Leuchtturm, links die Anlegestelle Kloster. Schlickfarbenes, schieferfarbenes, grau gekräuselttes Meer, kreuz und quer von sich selbst überschwappt, kalt auch im Sommer, jetzt.

Schon einmal, im August 1864, ist die Insel, als Fläche so wenig ausgedehnt, dass man, steht man an einem erhöhten Punkt, ihre gesamte Form körperlich (in einem Rutsch, einem Bild) begreift, bei einer Sturmflut auseinandergebrochen. Im

Augenblick treibt sie unter einer halbverschatteten Sonne als lang gezogener, bleisilbern glitzernder Streifen, übrig geblieben aus einem Silvesterguss, auf einer dunkler bleifarbenen See, fragil und tröstlich gerade darin.

Land! Auch der Hund wedelt mit dem Schwanz.

Zeit ohne Zeit

Man spurtet vom Schiff, wuchtet, hievt, stürzt sich auf einen Bollerwagen. Der Hund hechelt, sie nimmt an, dass er »Rehbraten« denkt (auf Hundisch; auf Menschisch enthielte der Gedanke das Wort »roh«). Koffer holpern über das Katzenkopfpflaster, zwei aufgeregte Labradore bellen. Das Kind ist bereit, selbst zu laufen, was die Lage merklich entspannt: Auch ohne Kind ist der Bollerwagen voll. Sie schließt die Hand um die Lenkstange, lehnt sich gegen das Gewicht des Wagens nach vorn und bricht ins Innere der Insel auf. Die Pferde vor den Abholerkutschen schnauben; die Birken, die all die Jahre neben dem hohen Fachwerkbau des Hotels Hitthim gleich hinter der Anlegestelle Kloster rauschten, sind gefällt.

Zum Glück hat sie das Umschlagen der Bäume nicht miterlebt. Manchmal scheint sie jemand zu sein, der Veränderungen hasst. Eigentlich sieht ihr Selbstbild anders aus. Ihr Leben ebenfalls. Umzüge über Umzüge, keine Arbeitsstelle, kein festes Einkommen. Das Einzige, was sich nicht verändert, ist, dass alles sich ständig verändert. Dass sie seit bald zwei Dutzenden Jahren fast jedes Jahr auf die Insel fährt, könnte sie sonderbar finden an sich selbst. Diese Art von Reisetyp ist sie nicht.

Offensichtlich doch, flüstert der Dorfweg des »söten Länneken« ihr zu. Offensichtlich schmeichelt das süße Ländchen

jenem Teil von ihr, der Kontinuität sucht. Etwas, das bleibt klein und überschaubar, dabei abwechslungsreich.

Selbstverständlich verändert auch die Insel sich, sagt ihr Kopf. Erkennen ihre Augen.

Gleichwohl: Es gilt ein anderes Zeitmaß als »draußen«, als in der wirklichen Welt, der »Landigkeit«.

Die Dorfstraße von Kloster – ein aus der Vergangenheit ins Heute hinüberanimiertes Gemälde. Hohe Laubbäume links und rechts, kein Gehsteig, kein Asphalt, Gräser, nichts eben oder geradeaus, eine Bahn aus Bodenwellen, Mulden, feinem und grobem Sand. Pfützen und Matsch, kaum regnet es. Sandig-wurzelliger Bilderbuchweg. Zwei Kutschen, Fahrradfahrer, Fußgänger, quer laufende Hunde. Wenn die letzte Fähre abgelegt hat, wird es hier leer. Nur Übernachtungsgäste und Inselbewohner streifen durch den langsamen Halbschatten. Nur die Bäume rauschen.

Jetzt wird geredet, geklingelt, geschrien, gelacht. Kinder johlen, der Hund stürzt sich auf einen Pferdeapfel, schlingt. Gewusel, chaotisches Gehen. Knapp hinter dem Dorfbäcker biegt sie nach rechts ab. Wie vielgestaltig die Insel gewesen sein muss, bevor die Anlegestellen gebaut wurden. Nichts als Wind, Vogelgeschrei. Freiere Regeln als auf dem Festland. Wäre ihre Großmutter in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich als Sommergast nach Kloster gekommen, hätte sie am Ende der Dorfstraße einfach in die See springen können. Keine Badeanstalt wie andernorts üblich, keine Begrenzungen der Wasserzeiten. Mehr noch: Die knielangen Badehosen und die hochgeschlossene Badebluse hätte sie ausziehen dürfen. Nackt, ein junges Mädchen zwischen Besenginster, Steinen und Sand.

Halb verborgen im Strandhafer, etwas erhöht auf der Düne,

hätte der Warner gegessen. Selbst weitgehend entkleidet, umwuchert von einem Grashorst, halb Vogel, halb Späher. Er pff, wenn der als Ordnungshüter und Sittenwächter fungierende Landjäger sich näherte. Landjäger! Welch hübsches (hübsch komisches) Wort hier am Meer.

Die abgeworfenen Kleidungsstücke, dunkle Haufen, liegen zum raschen Hineinschlüpfen im Sand bereit.

Die Abgelegenheit der Insel reicht nicht aus, um die frühe Freizügigkeit zu erklären. Ebenso wenig die Ärmlichkeit der Lebensverhältnisse: Fischer und noch einmal Fischer in niedrigen Rauchkaten (Häuser ohne Schornstein). Früher Naturschutz, baden gehen, wie man kann und will.

Bis heute, denkt sie, hängt die Insel so stark ins Meer – ein Geschenk, dunstig, halbdurchsichtig, hingestreckt, exponiert. Das Licht ist kräftig, dabei dünn. Etwas Transparentes scheint dicht am Boden entlangzukriechen, als suche es Haftung. Noch die vagsten Träume drängt das Eiland einem nach vorn, die Sehnsucht nach Luft auf der Haut, nach salziger, sandiger, nasser, menschlicher Berührung. Man watet, schaut in die geringen Tiefen, verändert sich. Erkennt die Festlandswelt allenthalben wieder, doch ist sie »übersetzt«. Es duftet nach dornigen, seltenen Pflanzen, nach Matten von Labkraut und Distel. Möwenschreie kreiseln überm Kopf, Äste schnellen ins Gesicht, der Körper wird ins Sandgebläse gejagt, bis er lacht, bis man mit ihm lacht und schluckt und wider eigenes Erwarten schwimmen lernen will (Großmutter). Tief eingegraben liegt man im Sand, nur die Nase und die großen Zehen im Wind.

Kind und Hund sind vorausgelaufen. Schwitzend wuchtet sie den Wagen das steile holprige Stück vor der Villa mit dem Ebenholzzaun hinauf. Alle paar Meter zieht sie sich etwas aus: die Jacke. Die Strümpfe. Die Schuhe.